

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit

Lambrecht, Heinrich Gerhard

Oldenburg, 1852

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: GE IX A 405 A

12.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-931586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-931586)

betäubt auf einen Stuhl gesunken. Gleich darauf aber wurde mit Geräusch die Thüre aufgerissen, und als der Handelsmann erschreckt emporfuhr, sah er sich dem zitternden, schreckenbleichen Dominique gegenüber, der seinem Herrn Nachrichten überbrachte, die zum Entsetzen desselben mit den Befürchtungen der alten Odrada im schrecklichsten Einklange standen.

12.

Es war elf Uhr Abends. Eine tiefschwarze Nacht lag über dem Flecken Bant und der ganzen Umgegend. Nur auf Augenblicke zerrissen die an den Wolken in einem langen, gelbrothen Zickzack hinsahrenden Blitze, auf welche krachende Donnerschläge folgten, das Dunkel, und warfen ein kurzes, schauerliches Licht auf den hochragenden Kirchturm, zu dessen Füßen sich der Todtenacker ausbreitete, dessen weiße Grabsteine im rasch vorüberzuckenden Blitzstrahle fast wie Geistergestalten erschienen, auf die reinlichen, weiß angestrichenen Häuser von Bant, deren Bewohner sich entweder schon zur Ruhe begeben hatten, oder noch in den zahlreichen Wirthshäusern wüste Gelage hielten, denn auf den Straßen war wegen des schrecklichen Wetters alles öde und todt, und nur der Sturm tobte und wüthete in denselben, indem er hie und da mit lautem Krachen

eine Thüre zuwarf, Fensterscheiben klirrend zerbrach und die Ziegel von den Dächern herunter auf die Straßen schleuderte. — Nur auf dem Deiche, der außerordentlich hoch und breit war, und dessen Schutze die Einwohner des Fleckens fest vertrauten, war ein lautes und lärmendes Treiben. Der Sturm warf die auf der Jahde liegenden Schiffe mit donnerähnlichem Krachen gegen die mit Steinen bekleideten Böschungen der Jahdedämme; manches kleinere Fahrzeug war schon der Doppelgewalt des Sturmes und der wildbrausenden Wogen erlegen, und die Trümmer derselben trieben auf den Wellen umher, oder wurden auch wohl hoch empor bis auf die Krone des Deiches geworfen. — Die fremden Schiffs- und Handelsleute waren mit unermüdlichem Eifer beschäftigt, ihre Waaren und Güter aus den Schiffen ans Land zu bringen, da sie kaum hoffen durften, diese selbst vor dem Untergange zu retten. Mit Bittern und Bangen sahen aber Alle auf die sich immer höher gegen den Deich aufbäumenden Wogen, und ängstliche Reden und Vermuthungen flogen hin und her. Der weiße Schaum des Meeres bedeckte schon die ganze Breite der Deichkrone, und noch länger als eine Stunde mußte die Meerfluth im Steigen bleiben, denn erst nach Ablauf dieser Zeit trat die Ebbe ein und mit ihr das Abnehmen der Gefahr.

„Bei unserer lieben Frau von La Garde!“ rief ein Schiffer aus der Hafenstadt Marseille, „wenn die nächste Stunde ebensoviel Salzwasser bringt als die vorige, so ist Bant, so sind wir Alle verloren.“

„Ja“, rief ein Anderer; „es ist dann Wasser genug da, daß ein Wallfisch auf fünf Meilen im Umkreise des Binnenlandes eine Heringsjagd anstellen kann.“

„Es sollte mich auch eben nicht wundern, wenn der Herr dieses Sodom und Gomorrha von der Erde vertilgte“, rief der Erstere wieder; „aber ich wollte lieber, ich hätte mein Fahrzeug verbrannt, als ich den Gedanken faßte, nach dieser höllischen Goldküste zu steuern, wo der „Gott sei bei uns“ sein Banner aufgepflanzt, und es einem ehrlichen Christenmenschen angst und bange wird, wenn er die gottverfluchten Reden hört, die dieses Volk hier im Munde führt.“

Mehr oder minder besorgliche Reden, ähnliche Ausrufungen, wie die des Marseiller Schiffsmannes, ja auch Flüche und Verwünschungen wurden allenthalben laut. — Indessen steigt die Fluth in immer bedrohlicherer Weise, der Sturm wüthet wilder und wilder, das Krachen des Donners wird schrecklicher und beim Leuchten der Blitze, die auf Augenblicke Tageshelle verbreiten, sieht man, wie die auf dem

Deiche beschäftigten Fremden sich mehr und mehr zusammenrotten und mehrere größere und kleinere Gruppen bilden. Es ist fast, als ängstige sie das Gefühl des Alleinseins, als könnten sie vereint der schrecklichen Gefahr trogen, oder als fänden sie eine Beruhigung darin, wenn sie sich gemeinsam dem furchtbaren Gericht, das der Herr der Welt halten zu wollen schien, unterwürfen. Sie folgten hier jenem instinktartigen Drange, der das Vieh auf dem Felde zusammentreibt, wenn sich ein Raubthier blicken läßt, oder wenn ein Gewitter am Himmel aufsteigt, und was nichts weiter ist, als das Gefühl der Schwäche und Ohnmacht, dessen sich der Einzelne beim Herannahen einer großen Gefahr — man darf wohl sagen — unbewußt bewußt wird.

Gleichwohl werden von den hier versammelten Leuten, die den Augenblick, wo sie dem Tode nicht mehr entrinnen können, fast mit Gewißheit vorher zu bestimmen im Stande sind, noch keinerlei Anstalten zur Flucht getroffen. Die Blicke auf ihre nur noch schwach gegen das Verderben ankämpfenden Schiffe, und auf die auf dem Deiche aufgestapelten Waaren gerichtet, stehen sie, wenn gleich rathlos, doch unbeweglich da. Der Tod zeigt ihnen die grause Knochenhand in drohender Nähe, aber weil sie sich noch nicht von derselben ergriffen fühlen, können sie sich nicht entschließen, ihr Hab und Gut im Stich zu

lassen und ihr Leben zu retten. — Es liegt für den Menschen eine dämonische Anziehungskraft in den Gütern und Schätzen der Erde. Der verfolgte Krieger kauft unter der Last der gemachten Beute, aber er wirft diese nicht eher von sich, als bis der Verfolger ihn erreicht hat und er dem tödtlichen Streiche nicht mehr entrinnen kann. Der Mann, dessen Haus in Flammen steht, sieht einen brennenden, dem Einsturze nahen Balken über seinem Haupte schweben, aber er flieht nicht, und ehe es ihm gelingt, sein Besitzthum in Sicherheit zu bringen, hat ihn der niederstürzende Balken zerschmettert.

So werden sich auch diese Leute dem unvermeidlichen Verderben preisgeben, und nicht eher ihre Unschlüssigkeit verfluchen, als bis die Wogen des Meeres über ihren Häuptern zusammenschlagen.

Merkwürdigerweise sind auf dem Deiche nur die Fremden, und keiner von den Einwohnern des Fleckens zu finden. Diese, die schon oft, wenn die hohen Springsluthen die Jahdedämme bedroht, die Besorgnisse und Unglücks-Prophezeihungen der Fremden, die sich ja noch nie bestätigt, verlacht hatten, konnten durch nichts aus ihrer Ruhe aufgeschreckt werden. In übermüthiger, halb wahnsinniger Sorglosigkeit verschmähten sie es, die Jahdedämme, die schon seit Menschengedenken ihr Land geschützt, über deren Krone indeß in den letzten Jahrzehnden schon manch-

mal die Fluten ins Land gedrungen waren, zu erhöhen, oder sonstige Vorkehrungen zur Abwehrung einer möglichen größeren Ueberschwemmung zu treffen. Die oftmaligen kleineren Ueberschwemmungen, an andere dachten sie nicht, hatten niemals erheblichen Schaden angerichtet, und so vermochten auch heute die schon früh laut gewordenen Besorgnisse der fremden Seeleute nicht, sie in ihrem Schlummer oder in ihren wilden Bacchanalien, die sie in den Wirthshäusern feierten, zu stören, noch vielweniger ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß vielleicht nur in schleuniger Flucht Rettung zu finden sei.

Wir verlassen den Deich und begeben uns nach dem Hause des uns wohlbekanntenen Gastwirths Steen Steenen.

In den vorderen Räumen, die zum Wirthschastsbetriebe eingerichtet sind, finden wir die Gäste des dicken Steen sehr zahlreich versammelt, und roher Gesang, Gelächter, Schreien und Fluchen schallt uns beim Eintritt in wüstem Gewirre entgegen.

Der Ritter Bernesuer, bereits halbtrunken und mit feuerrothem Gesicht, sitzt mit den Junkern Lethar, Hillo und Tannen an einem Tische vor dem sich immer aufs Neue füllenden und leerenden Weinkannen und erzählt von seinen Kriegsfahrten und Abenteuern, die er im gelobten Lande bestanden, wilde und schauerliche Geschichten, die so wie sie

gar zu sehr ins Unglaubliche und Märchenhafte hinüberspielen, ein schallendes Gelächter hervorrufen, in welches der dicke Steen aus vollem Halse mit einstimmt. Bernesuer, welchem der dicke Wirth eben so sehr wie er selbst diesem zuwider und verhaßt ist, und welchen die Lustigkeit desselben im höchsten Grade erbittert, wirft ihm von Zeit zu Zeit grimmige Blicke und rohe Schimpfworte zu, die Steen mit spöttischem Lachen aufnimmt, ohne jedoch, wie er sonst wohl zu thun pflegte, in gleicher Weise darauf zu antworten, denn er fürchtete sich vor dem Zorne des im betrunkenen Zustande sehr gefährlichen Ritters.

Freie Rüstringer Friesen sitzen an verschiedenen Tischen, und während sie sich den edlen Wein des dicken Steen vortrefflich munden lassen, unterhalten sie sich von den gestern stattgehabten Hinrichtungen, wobei sie jedoch lebhaft ihr Bedauern darüber ausdrücken, daß der Häuptling je älter er werde, desto mehr Nachsicht und Milde zeige, und fast gar keine Zersägung und Verbrennung der Gefangenen und Verbrecher mehr vornehmen, ja, sie nicht einmal mehr mit glühenden Zangen zwickeln lasse, was doch so äußerst spaßhaft anzusehen sei. Jedenfalls aber — meinten diese würdigen Friesen — werde die morgen stattfindende Hinrichtung des Häuptlings von Würdelehe und des verrätherischen Will Sloyen ihnen doch einmal wieder einen reellen Genuß gewähren, und

mit den Bechern anklingend, ließen sie den Junker Ezzard leben, der sich das Verdienst erworben, diese beiden landesfeindlichen Gesellen gefangen und der verdienten Bestrafung unterworfen zu haben.

Mit unendlichem Gelächter gedachten sie dann des närrischen Paters, und beklagten es sehr, daß der Häuptling ihn gestern zur Kurzweil der Zuschauer nicht Einiges habe beten und reden lassen; übrigens sei es nicht unmöglich, daß er auch morgen wiederkomme, und vielleicht nehme dann der Häuptling auf den Wunsch der „freien Küstringer Friesen“, den man ihm zu erkennen geben werde, Rücksicht.

In dieser Weise wurde die Unterhaltung, welche wir nicht weiter folgen wollen, von den „freien Friesen“ fortgeführt, und mancher rohe, pöbelhafte Scherz und ruchlose Witz würzte dieselbe. Allen aber, den Rittern sowohl wie den freien Friesen scheint etwas zu fehlen. Bald im Zimmer umher, bald nach der Thür blickend, ist es, als ob Jeder von ihnen die Erwartung hegte, noch Jemanden eintreten zu sehen, und selbst der phlegmatische Steen wendet sich zuweilen fragend an eine der aufwartenden Personen, die aber jedesmal mit verneinendem Kopfschütteln antworten.

„Wo nur der Spitzbube der Joumard bleibt?“ sprechen die „freien Friesen“ untereinander.

„Er muß krank geworden sein, oder der Teufel hat ihn geholt!“ rief Hillmer seinem Tischnachbar zu; „denn in keinem andern Falle würde er seine Würfel feiern lassen.“

„Krank mag er sein“; erwiderte ein Anderer, „aber der Teufel kann ihm nichts anhaben, denn Soumard ist so schlau und pfiffig, daß er selbst dem Schwarzen eine Nase drehen und ihn betrügen würde.“

„Nun“, antwortete Hillmer, „das mag eben kein großes Kunststück sein, denn der Teufel ist dumm, wie schon die Redensart beweist: das ist ein dummer Teufel! — Ich sage Dir, erzdumm.“

„Meint Ihr?“ sprach plötzlich eine dumpfe Grabesstimme gerade über ihm, und als Hillmer erschrocken den Kopf zurückwarf, gewahrte er über sich das höhnisch lächelnde, dunkelgelbe Gesicht des Spaniers, der den Arm auf die Lehne des Sessels gestützt schon eine Weile hinter ihm gestanden hatte.“

„Was soll das heißen! Ihr spanischer Citronenfresser!“ schrie Hillmer, indem er aufsprang und sich dem Ritter trotzig gegenüberstellte; „wie könnt Ihr es wagen, einem freien Friesen einen solchen Streich zu spielen? Wißt Ihr, daß Ihr mich erschreckt habt, Herr?“

„Wirklich? Das überrascht mich, werther Herr“; versetzte Don Nigro mit großer Höflichkeit; „ich

vermuthete aber nicht, daß ein Mann, der so kühnlich des Teufels zu spotten wagte, durch eine einfache Frage in Angst und Schrecken gesetzt werden könnte, zumal in so zahlreicher Gesellschaft.“

Diese höfliche, aber zugleich ironische Antwort, welche bei sämmtlichen Anwesenden ein heiteres Lachen hervorrief, verwirrte den eben noch so barschen Hillmer, und einige unverständliche Worte hervormurmeln, die wie eine Entschuldigung klangen, nahm er seinen frühern Platz wieder ein. — Don Nigro aber wandte sich zu den Rittern, und deren Einladung folgend, ließ er sich an deren Tische nieder.

„Heda, Steen!“ rief der Junker von Tannen nach einer Weile, „wo ist denn die kleine Wetter here, die Mir?“

Steen, der gerade im Trinken begriffen war, leerte mit großer Gemächlichkeit seinen Pokal, und erst, nachdem er sich denselben aufs Neue hatte füllen lassen, antwortete er, und wie es schien, mit einiger Unruhe und Beklommenheit:

„Das kann ich Euch nicht sagen, Junker Tannen. Sie wird seit ein paar Stunden vermißt, und ist merkwürdiger Weise nirgend aufzufinden.“

In diesem Augenblicke flüsterte einer von Steenens Knechten, der so eben eingetreten war, seinem Herrn einige Worte ins Ohr.

Der dicke Gastwirth machte eine Bewegung des Schreckens. — „So schlag' das Donnerwetter drein!“ schrie er dann mit seiner hellen, kreischenden Stimme, während er ein paar Mal mit seiner großen, fleischigen Hand über die breite Fläche seines Gesichtes fuhr, und es hatte den Anschein, als sei Steen Steenen plötzlich von Gefühlen der Trauer und Rührung ergriffen.

Die Anwesenden blickten ihn erstaunt und fragend an.

„Poß Heiden und Türken!“ schrie der Ritter Bernesuer mit lautem Lachen, „was macht der Mastochse für ein Gesicht!“

Steen besann sich; seine Züge drückten wieder den gewöhnlichen Gleichmuth aus, aber in seinen kleinen Augen spiegelte sich eine böshafte, tückische Schadenfreude, als er jetzt den Rittern zugewendet anhub:

„Sunfer Dannen, wenn Ihr die Französin zu sehen begehrt, so dürft Ihr es nur aussprechen; sie ist draußen, aber in einem Zustande, der ihr nicht verstatet, Eure Schenkwinthin zu machen.“

„Was zum Henker ist denn dem kleinen Lockenkopf zugestoßen?“ rief Dannen erstaunt, „laß sie hereinkommen, Steen, sie soll an unserm Tische sitzen. Nicht wahr, Ihr Herren?“

„Wie Ihr es wünscht“, antwortete Steen, nachdem die Abligen sich beistimmend geäußert hatten. Er gab hierauf dem Knechte ein Zeichen, dieser öffnete die Thüre, und von zwei Männern wurde der blutbesleckte Leichnam der unglücklichen Alix hereingetragen und auf Steens Wink auf einen Sessel an dem Tische der Edelleute langsam niedergelassen.

Die Leiche des armen Mädchens gewährte bis auf das blutige Gewand, welches sich eng an den schöngeformten Körper schloß, zwar einen unendlich schmerzlichen, aber keineswegs ekeln Anblick. Die langen dunklen, vom Wasser triefenden Locken verhüllten zur Hälfte das bleiche, selbst im Tode noch reizende Gesicht, und auf diesem lag ein rührender Ausdruck von Wehmuth und Freude, von Hoffnung und Vertrauen. — Der Dolchstoß war so gut geführt, der Tod so plötzlich und schmerzlos erfolgt, daß die Züge unverändert geblieben waren, und den Ausdruck, den sie im Leben gehabt, auch im Tode behalten hatten.

Einige Sekunden starrten die Ritter die Tode an, gleichsam um sich zu überzeugen, ob es auch wirklich die Französin sei, deren blutigen Leichnam sie vor sich sahen; dann fuhren sie — mit Ausnahme des Spaniers — erschrocken von ihren Sitzen empor.

„Tod und Teufel! wer hat das gethan?“ riefen sie wie aus einem Munde.

Auch die „freien Friesen“ waren herangetreten; alle hatten das liebliche, muntere Mädchen, dessen heitere, lustige Laune ihnen manche frohe Stunde gewährt, gern gesehen, und mit schmerzlicher Theilnahme blickten sie jetzt auf die Leiche desselben.

Der dicke Steen hatte seine Augen von dem trüben Anblick abgewendet; die Elbogen auf die Knie gestützt, barg er den ungeheuren Kopf in dem breiten Becken seiner hohlen Hände, und ein schmerzliches Gesöhn und Gegrünze, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, bewies, daß das unglückliche Schicksal der armen Mir dem dicken Gastwirth sehr zu Herzen ging.

„Das arme Kind! Wer hätte das gedacht, als sie noch vor zwei Stunden so flink und lustig umherlief!“

„Sie war so lebendig und muthig, wie ein einjähriges Füllen!“

„Es ist eine ganz erbärmliche Geschichte.“

„Wie ist das aber zugegangen? Sollte sie sich selbst in die Fahde gestürzt haben?“

„Nicht doch; man hat sie erdolcht und dann ins Wasser gestürzt. Ein Weib kann sich wohl ertrinken, aber es wird selten den Muth haben sich zu erstechen.“

„Zum Teufel! Wer ist aber der Mörder!“



In dieser Weise drückten die Anwesenden ihre Theilnahme an dem Schicksale des Mädchens und ihre Vermuthungen über die Ursachen ihres Todes aus.

Don Nigro, welchem diese Gespräche durchaus nicht zu gefallen schienen, fuhr endlich ungeduldig dazwischen.

„Nun, was steht Ihr denn und flennt, wie alte Weiber?“ rief er ärgerlich; „was ist's denn weiter? Die französische Landstreicherin ist todt. Ob sie sich selbst getödtet, oder ob der Junker Ezzard, oder ein Anderer ihr hingeholfen hat — wen kümmert das? — Was braucht es so viel Aufhebens um den Tod einer fremden Dirne?“

„Ezzard!“ wiederholten die Anwesenden und blickten erstaunt den Spanier an, der eine so schreckliche und zugleich gefährliche Vermuthung mit lauchendem Munde auszusprechen wagte.

„Nun ja“; rief dieser frech, „er hat Buhlschaft getrieben mit der französischen Dirne, und man weiß ja, wie solche zu endigen pflegt. Die Dirne ist ihm aus gewissen Gründen lästig geworden, und er hat sich ihrer entledigt, oder sie hat aus Furcht vor der Schande in der Verzweiflung selbst ihrem Leben ein Ende gemacht. — Oder habt Ihr andre Gründe, Euch ihren Tod zu erklären?“

Die freien Friesen traten kopfschüttelnd zurück. Sie hielten es für gefährlich, sich in Vermuthungen zu verlieren, die den Sohn des strengen und gefürchteten Häuptlings eines Mordes bezüchtigten, und nahmen daher schweigend ihre eben verlassenen Plätze wieder ein.

Die Adligen, die durch diesen schrecklichen Zwischenfall fast wieder nüchtern geworden waren, konnten sich Don Nigro's Benehmen, der ihren Freund und Bekannten so unaufgefordert einem schmachvollen Verdachte preisgab, gar nicht erklären.

„Bei meinem Schwerte!“ rief der Ritter Bernesuer, „Ihr sprecht verdammt dreist, Herr! Was mich betrifft, so liebe ich den Junker Ezzard nicht, aber eine solche That, wie ihr ihm in die Schuhe gießen möchtet, traue ich ihm doch nicht zu. Ihr mögt selbst zusehen, wie Ihr Euch dem Junker gegenüber verantworten, und wie Ihr Euren schlimmen Verdacht rechtfertigen könnt.“

„Laßt das meine Sorge sein! Ritter Bernesuer!“ lachte Don Nigro. „Es wird Gericht gehalten werden über den Junker und vielleicht noch über manche Andere. — Aber hinaus jetzt mit der Dirne, Steen!“ rief er diesem zu, „das Todtengesicht hat zu lange schon unsre Freude gestört, meine ich. Ober wollt Ihr es noch länger in Eurer Gesellschaft behalten, Ihr Herren? Mir auch recht; aber laßt



uns die Becher nicht vergessen. — Auf eine lustige Nacht!“

Während der Spanier bei diesen Worten einen Becher ergriff und denselben leerte, trugen einige Knechte auf das Geheiß der Adligen die Leiche der armen Ulix hinaus. Darauf setzten sich die Herren wieder an ihren Tisch. — Steen aber, der während der Anwesenheit der Leiche seinen Pokal nicht berührt hatte, athmete jetzt tief auf, ergriff den Pokal und als er denselben nach einigen Augenblicken geleert hatte, schien sein Schmerz um ein Bedeutendes geringer geworden zu sein.

Es dauerte nun nicht lange, bis die peinliche, beängstigende Stimmung, in welche der Anblick der Ermordeten die Anwesenden versetzt, verschwunden war und den Ausbrüchen der wildesten Lust und der tollsten, übermüthigsten Laune Platz gemacht hatte.

Der Spanier war überall. Bald mit wilden, gottlosen Scherzreden die Ritter und Junker aufregend, bald mit den „freien Friesen“ seinen Becher anklingend und ihrer Eigenliebe und ihrem Stolze schmeichelnd, steigerte er die Lebhaftigkeit und Lustigkeit derselben bis zu einer maßlosen Höhe, und noch nie waren bei ähnlichen Gelagen solche Reden geführt, solche Fluthen von Wein hinuntergestürzt, solche sinnbetäubende Jubelrufe und Gesänge erschallt, wie an diesem Abend.

Die aufwartenden Knechte und Mägde, die, wenn sie auf Augenblicke hinausgegangen waren, stets besorglichere Nachrichten über die noch immer im Steigen begriffene Springsluth vernahmen, suchten vergebens durch Hindeutungen auf die drohende Gefahr, in welcher der ganze Flecken schwebt, dem wilden Treiben ein Ende zu machen. — Don Nigro schürte immer aufs Neue das Feuer der Lust, welches in den Köpfen der Gäste brannte, und versetzte sie in einen rasenden, bacchantischen Saumel.

„Don Nigro!“ schrie der Ritter Bernesuer, dessen Zunge bereits zu stammeln begann, „Ihr seid ein capitaler Kerl! Ihr versteht es, ein Saufgelage zu commandiren. Poh Heiden und Türken! ich muß Brüderschaft mit Euch schließen, Ihr Teufelskerl!“

Als die Beiden ihre Becher erklingen ließen und darauf tranken, rief der Junker Tannen:

„Es lebe Don Nigro! Wer kein Hund ist, stimme mit ein!“

„Er lebe!“ riefen alle Anwesenden mit donnerähnlichem Getöse.

„Der Spanier soll unser Weinkönig sein!“ rief der Junker Hillo; „Hurrah der Weinkönig!“

„Ein Schuft, der ihn früher verläßt, ehe die Sonne am Himmel steht! Hurrah der Weinkönig!“ schrie Junker Lethar.

Als das allgemeine Beifall- und Jubelgeschrei, welches auf diese Trinksprüche der Adligen folgte, in etwas verklungen war, hörte man das Belfern und Zanken des Ritters Bernesfuer, welcher behauptete, daß der dicke Steen in den Hurrahruf nicht mit eingestimmt habe; er sei ein widerspenstiger, übelgesinnter Unterthan, ein Hund, und zur wohlverdienten Strafe und zugleich zum Zeichen, daß vor dem erwählten Weinkönige sich Alles beugen müsse, möge man den Gastwirth zu seinen Füßen legen, damit er ihm, wie einem Hunde, seinen Fuß auf den Nacken setze.

Mit einem wilden Gelächter stürzte sich jetzt Alles auf den dicken Steen, und trotz des wüthenden Widerstandes desselben, der mit seinen breiten Tazzen wie ein Rasender um sich schlug, wurde er endlich überwältigt, mit dem Bauche auf den Boden gelegt und von zahlreichen, kräftigen Fäusten an demselben festgehalten.

An der Hand zweier Adligen stieg jetzt der Spanier auf den Rücken des Gastwirths, der vor Wuth und Grimm wie ein Stier brüllte, und nachdem der schreckliche Tumult, den diese Gewaltthat veranlaßt, sich gelegt hatte, rief der Spanier mit lauter schrecklich tönender Stimme:

„Ich nehme die Würde, zu der Ihr mich erheben, an, Ihr Herren! Von diesem Augenblicke an,

wo Ihr mich zu Euerm Herrn und Gebieter erwählt, seid Ihr meinen Geboten Achtung und Gehorsam schuldig, und so gebiete ich Euch, dem Dienste des Weingottes, der Freude und Lust Euch zu weihen, so lange Ihr mich unter Euch seht; und derjenige sei der nächste nach mir, dessen Durst der gewaltigste, dessen Witz der feckste und übermüthigste und dessen Laune die üppigste und unverwüßlichste ist. — Die Becher gefüllt und geleert! Hurrah der Wein und die Freude!"

Unter jubelndem Zuruf erklangen die Becher; Don Nigro sprang von seiner lebendigen Tribüne herab, und nachdem der dicke Steen zum unermesslichen Entzücken seiner wilden Gäste mehrere vergebliche Versuche, sich vom Boden zu erheben, gemacht, wurde er von seinen Peinigern auf die Füße gestellt.

Der Gastwirth sah schreckenerregend aus. Die Fleischmassen seines Gesichtes zitterten und zuckten krampfhaft, seine Augen, die giftige Blicke über die Versammlung schossen, waren mit Blut unterlaufen, denn die Wuth, in die ihn diese schmachvolle Behandlung versetzt, hatte dem Unglücklichen blutige Thränen entpreßt. So schwankte er von Allen verhöhnt und verlacht, zu seinem Sessel, auf welchen er in halber Betäubung niederfiel.

Ein wahrhaft dämonischer Geist schien nach diesem Zwischenspiel über die Versammlung gekommen

zu sein. Ruchlose und unzüchtige Lieder wechselten mit den gräulichsten Flüchen, Verwünschungen und Blasphemien, und allenthalben war der Spanier bemüht, den wahnsinnigen, gotteslästerlichen Jubel durch zwischengeworfene Bemerkungen, durch belobende und aufmunternde Reden immer höher und höher hinaufzuschrauben.

Da sprang plötzlich, als der Taumel der gottverhöhnenden Lust den höchsten Grad erreicht zu haben schien, neben einem eintretenden Knechte unter dumpfem, fast angstvoll tönenden Brunzen ein „Schwein“ in die Zechhalle, welches, nachdem es eine Zeitlang erschreckt im Zimmer umhergerannt war und unter dem Lachen und Flüchen der Gäste einige Tische und Stühle umgeworfen hatte, in ein anstoßendes Seitengemach lief.

Als der Lärm und das Geschrei über diese Störung aufgehört hatten, meldete einer der Knechte mit verstörtem Gesichte, daß im Stalle an einigen Stellen Wasser aus der Erde bringe, das wie das Meerwasser salzig sei; das Vieh bezeige sich auffallend ängstlich, einiges habe sich losgerissen, und renne brüllend gegen die Thüren des Stalles, um in's Freie zu kommen, das Federvieh flattere schreiend umher und flüchte sich auf die höchsten Sparren und Balken des Gebäudes, und dieses selbst scheine zu zittern und zu schwanken.

Diese merkwürdige Nachricht machte auf die trunkenen Gäste nicht den geringsten Eindruck, sie lachten dem Knecht ins Gesicht und fragten ihn, was sie der Stall und das wild gewordene Vieh Steen Steenens angehe? Dieser aber, der vollkommen bei Verstande, und dessen Stimmung eine andere wie die seiner Gäste war, wurde aufmerksam und ging hinaus, um der Ursache dieser auffallenden Erscheinungen nachzuforschen.

Mittlerweile waren einige Gäste, unter welchen der Junker Tannen, dem in das Seitenzimmer entflohenen Schweine nachgegangen, um dasselbe zur Ergötzlichkeit der Gäste durch die Wirthshalle wieder in den Stall zu hegen. — Mit schallendem Gelächter kehrten sie aber gleich darauf zurück, und Junker Tannen berichtete: daß die Sau in das auf plattem Boden bereitete Lager des dicken Steen getrocken sei, und unter der warmen Decke desselben wie ein Sterbender ächze und stöhnte.

Der Ritter Bernesuer schlug ein wieherndes Gelächter auf und meinte: daß wenn der Gastwirth später ebenfalls zu Bette gegangen sein werde, man kein originelleres und zugleich besser für einander passendes Ehepaar auf dem ganzen Erdenrunde finden könne.

„Gott tödte mich!“ schrie der Junker Hillo, indem er vor Lachen fast erstickte, „da habt Ihr Recht!

der dicke Steen und die Sau! Welch ein vortreffliches Paar!"

„Wie wär's, Ihr Herren“, rief der Junker Lethar dazwischen, „wenn wir einen Pfaffen kommen ließen und ihn nöthigten, den guten Steen und die Sau christlich zu copuliren?“

„Nichts da!“ erwiderte Tannen, „wir würden keinen der Glasköpfe dazu zwingen können, und wenn wir ihnen den Bauch aufschlitzten. Aber vielleicht gelingt uns ein anderer nicht minder köstlicher Spaß. Die Sau stöhnt in so jämmerlicher Weise, wie ein in den letzten Zügen liegender Mensch, und ein Sterbender hat Anspruch auf den Trost der Kirche und auf die Wohlthat des heiligen Nachtmahls. Laßt uns einen Pfaffen holen und ihn in die dunkle Kammer führen; er wird nichts merken und der ächzenden Sau seine Litanei vorheulen. — Wie gefällt Euch der Spaß, Herr Weinkönig?“

„Ueber alle Maassen!“ rief Don Nigro, indem er dem Junker mit grauenhafter Freundlichkeit die Hand schüttelte und mit Wohlgefallen das Beifallgeschrei der übrigen Zechgenossen anhörte; „Ihr seid ein prächtiger Kerl! Ihr übertrefft mich fast, und ich, als rechtmäßig erwählter Weinkönig, ernenne Euch zum ersten Großen meines Reiches.“

Unter lautem Jubel wurden jetzt der Junker Lethar und einer der „freien Friesen“, Hillmer, ab-

geschickt, um einen der Klosterbrüder herbeizuholen, welche sich auch sogleich auf den Weg machten.

Unterdessen war Steen in das Zimmer zurückgekehrt und hatte seinen breiten Polstersitz wieder eingenommen. Das Ergebnis seiner Nachforschungen im Stalle hatte ihn nicht sehr beunruhigt. Es dringe zwar etwas Wasser aus einigen Erdrüzen hervor, theilte er einem der „freien Friesen“ mit, das freilich auffallender Weise Salzwasser sei, auch scheine der Stall, wie der Knecht berichtet, zu beben und zu schwanken, aber der Boden sei doch überall fest, und das scheinbare Schwanken des Gebäudes rühre wahrscheinlich von dem furchtbaren Sturme her, der mit schrecklicher Gewalt gegen Dach und Thüren schlage und durch Fenster und Lücken hereinbrausend Alles, was er im Stalle fassen könne, wirbelnd herumdrehe.

Nach einer geraumen Weile, während welcher das Gelage in der schon angedeuteten Art fortgedauert hatte, kehrten der Junker Bethar und Hillmer in Begleitung des Paters Donatus zurück.

Der Spanier war beim Eintritt des Paters etwas in den Hintergrund getreten, und verließ darauf, nachdem er den Junker Tannen gebeten, auf kurze Zeit seine Stelle vertreten zu wollen, das Bechgelage.

Als der ehrwürdige Klosterbruder, der in seinen Händen die geweihten Gefäße mit dem Leib und Blut unsers Herrn und Heilandes trug, hereintrat und die große Menge der Gäste bemerkte, war in den frommen, ernsten Zügen seines Gesichtes eine gewisse Unruhe zu lesen, die jedoch weniger einer persönlichen Furcht, als der bangen Besorgniß, daß diese seine verirrtten Mitmenschen sich mit einer schweren Sünde beflecken möchten, zuzuschreiben war.

Aber die unwürdigen Gesellen, die hier versammelt waren, verhielten sich, wie sie es schon zuvor beschlossen hatten, bei dem Erscheinen des Pater's vollkommen still und ruhig und eine heuchlerische Betrübniß spiegelte sich auf ihren weingerötheten Gesichtern.

Hierdurch getäuscht, schien sich der Pater zu beruhigen, und einige Schritte vortretend, sagte er mit würdevollem Ernst:

„Friede sei mit Euch, meine Brüder! — Wo ist der Sterbende, der den Trost der heiligen Kirche begehrt? Führt mich zu ihm, daß ich mein Amt verwalte.“

„Ehrwürdiger Pater“, sagte hierauf der Junker Tannen mit demüthigem, ehrerbietigen Tone, „nehmt vorläufig unsern Dank, daß Ihr der späten Aufforderung so willfährig Folge geleistet.“

„Das Amt der Diener des Herrn ist an keine Stunde gebunden“; antwortete der Pater; „wer aber verlangt meiner?“

„Ein Unglücklicher, der dort in der Kammer mit dem Tode ringt“; versetzte der Junker. „Geht zu ihm, ehrwürdiger Herr, und leht ihn mit den Gaben der heiligen Religion. Forscht aber einstweilen nicht nach den Ursachen, die ihn in diesen beklagenswerthen Zustand versetzt, sondern eilt Euch, Euer Amt zu verrichten, denn der Unglückliche ist tödtlich verwundet und kann jeden Augenblick seinen Geist aufgeben.“

„Also ein Frevel, ein blutiger Frevel ist verübt!“ sagte der Pater mit strafendem Tone; „doch das Opfer derselben soll der Wohlthaten unserer heiligen Kirche nicht entbehren.“

Mit diesen Worten schritt der Pater der bezeichneten Kammer zu, welche von einem der Anwesenden geöffnet, und nachdem der Priester sie betreten, wieder halb geschlossen wurde, so daß nur ein schwaches Dämmerlicht von der Weinhalle aus in dieselbe hineinfallen konnte.

Der Diener des Herrn ließ sich auf einen neben dem Lager stehenden Sessel nieder.

Während dieser nun mit lauter, vernehmlicher Stimme die üblichen Sterbegebete sprach, wußten sich die in der Wirthshalle befindlichen nichtswür-



digen Gesellen, die diese entseßliche Verhöhnung des göttlichen Wortes zuließen, vor Freude und Vergnügen kaum zu lassen. Der Ritter Bernesuer und einige Andere, welchen der Gedanke, daß der ehrwürdige Pater eine Sau auf den Tod vorbereite und im Begriff stehe, ihr das heilige Nachtmahl zu reichen, gar zu spaßhaft war, wälzten sich förmlich am Boden, und drückten ihre Hand auf den Mund, damit sie nicht in ein schallendes Gelächter ausbrächen, welches dem Pater befremdlich erscheinen und seinen Verdacht hätte erregen können. Andere kicherten und lachten, und hielten sich möglichst weit von der Kammer entfernt; noch andere traten derselben ganz nahe und lauschten auf die Worte des Paters, der dem Sterbenden die Vergebung seiner Sünden verhiess, wenn er sie aufrichtig bereue.

Hinter der Versammlung erschien zuweilen auf einige Augenblicke der Spanier; seine Gestalt schien größer geworden zu sein; schlangengleich ringelten sich seine borstigen Haare empor, und aus seinen Augen sprühte ein gräßliches Entzücken.

Unter Hersprechung der üblichen Formeln wollte jetzt der Pater mit dem vermeintlichen Sterbenden, den er schon für bewußtlos und seiner Auflösung nahe hielt, die letzte Delung vornehmen, welche im Salben des Hauptes und der Hände des Sterbenden be-

stand. — Die Bechgenossen horchten in athemloser Spannung.

Plötzlich entstand in der Kammer ein Geräusch; mit wildem Grunzen sprang das Schwein aus derselben hervor und lief unter dem jetzt losbrechenden, donnernden Jubel der Versammlung durch die von den Knechten geöffnete Thür auf die Hausdielen.

Noch war das gottvergessene Freudengeschrei dieser Glenden nicht verklungen, als der Pater mit einer Geberde unermesslichen Entsetzens und zugleich erhabenen Zornes aus der Kammer hervor und mit festen Schritten mitten unter die Gotteslästerer trat.

„Weh über Euch!“ rief er mit zorniger Stimme; „Ihr habt den ewigen Gott, der durch meinen Mund gesprochen, verhöhnt und verspottet. Ihr habt den Leib des Herrn, der für Euch geblutet und am Kreuze vollendet hat, freventlich gemißbraucht. Fluch und Verderben über Euch! — Hört Ihr den Donner dort oben? Der Herr wandelt über Euch, und der Donnerkeil seines Zornes wird Euch treffen. — Wehe! Wehe! Wehe!“ *)

*) Nach einer noch hier und da im Munde des Volkes lebenden Sage soll durch die hier erzählte Profanation des heiligen Nachtmahls der Zorn des Herrn geweckt und der Untergang eines Theils des Rüsfringerlandes herbeigeführt worden sein.



Mit diesem Rufe, welcher das Hohngeschrei das ihn begleitete, in schauerlicher Weise übertönte, verließ der Pater Donatus die Versammlung.

Unmittelbar nach dem Weggange des Paters trat der Spanier wieder ein, und zu gleicher Zeit verkündeten zwölf langsam auf einander folgende Schläge der nahen Kirchthurmglöcke die Stunde der Mitternacht.

Befremdet blickten Alle auf den Spanier, der mit scharlachrother Kleidung angethan war, einen Hut mit einer einzigen rothen Feder auf dem Kopfe trug, und dessen Augen wie zwei glühende Kohlen brannten und mit durchbohrenden Blicken gleichzeitig jeden Einzelnen in der Gesellschaft anstarrten.

„Ich will verdammt sein“, sagte der Ritter Bernesfuer mit gedämpfter Stimme, „wenn der Kerl nicht ausfieht wie der Teufel, wenn er in Gallia erscheint.“

„Hollah, Ihr Gesellen!“ rief jetzt der Spanier mit furchtbar tönender Stimme, „die Stunde ist da worauf ich so lange gewartet habe.“

„Welche Stunde? Was meint Ihr?“ fragte Bernesfuer mit trohiger Angst.

„Die Hochzeitsstunde!“ schrie Don Nigro mit wildem Lachen, „mein harrt die Braut im dunklen Kämmerlein; noch in dieser Stunde will ich sie

heimführen, und Ihr Alle sollt meine Hochzeitsgäste sein!“

Kaum hatte der Spanier diese Worte zu den anwesenden Gästen, die ihn mit einem seltsamen Grauen anstarrten, gesprochen, als es draußen lebendig zu werden begann. Man hörte ein Hin- und Herrennen, ein Rufen, Schreien, Fluchen und Lärmen, als ob der Feind vor den Thoren stehe, und dicht unter dem Fenster der Wirthshalle rief mit einemmale eine tiefdumpfe, eintönige Stimme:

„De Vulgens gat mit de Bruse,
Malk see naa synem Zuse!“ *)

Und derselbe Ruf wurde aus einiger Entfernung in kurzen Zwischenräumen wiederholt vernommen.

Ueberrascht und mit unverkennbaren Zeichen der Angst und des Schreckens fuhren jetzt Alle empor; denn dies war der Nothruf der Strandwärter, der nur im Augenblicke der höchsten, dringendsten Gefahr erschallte. Die Ältesten, worunter auch der Ritter Bernesfuer, erinnerten sich diesen Ruf schon einmal in ihrer Jugend gehört zu haben, wo die Flut weit umher arge Verheerungen angerichtet habe; die meisten kannten ihn aber nur durch Ueberlieferung, denn auch bei dem Untergange von Schloß

*) Die Wogen geh'n mit Gebrause,
Seh' Jeder nach seinem Hause!

Mellum sollte dieser verhängnißvolle Warnungsruf erklingen sein.

Während nun Alle verwirrt und erschrocken nach ihren Hüten und Mänteln griffen, geschah plötzlich ein donnerähnliches Brausen und Krachen, das Haus zitterte und bebte, Thüren und Fenster brachen krachend zusammen, die Frontmauer des Hauses schwankte und drohte einzustürzen und ehe die Bechgenossen noch Zeit hatten, nach der Ursache des Getöses und der gleichzeitig damit erfolgten Zerstörung zu forschen, standen Alle knietief im Wasser.

Eine hohe Sturzwelle war über den Deich und gerade gegen das Haus Steen Steenens geschlagen.

„Post Heiden und Türken!“ schrie Bernesfuer, nachdem gleich darauf das Wasser sich wieder verlaufen hatte; „das wird ernsthaft. Vorwärts, hinaus! oder wir ersaufen in diesem Kasten wie in einem Fischkorbe.“

Bleich von Schrecken stürzte Alles der Thüre zu, und auch Steen schickte sich an, die Flucht zu ergreifen.

„Hollah, Gesellen! was ist das?“ rief der Spanier; „wollt Ihr Euren Weinkönig verlassen, schlechtes Volk? — So lauft nur, lauft! er holt Euch wieder ein, und läßt Euch diese Nacht noch Alle einen Tanz auf seiner Hochzeit machen.“

„Mit den Seejungfern vielleicht; denn diese werden die Nacht über wohl die Vorhand haben!“ rief der Junker Tannen sich durch die Thür drängend zurück.

„Getroffen, Junker!“ rief Don Nigro mit gellendem Lachen ihm nach; „und der Sturm soll zum Lango auffspielen und der Blitz die Hochzeitsfackel anzünden.“

Mit Stoßen und Drängen, Fluchen und Schimpfen hatten bald Alle das Freie erreicht. Der Spanier folgte den Davoneilenden langsam nach.

Mit fliegender Eile war indessen der Pater Donatus, nachdem er Steen Steenens Haus verlassen hatte, durch die bereits von Menschen wimmelnden Straßen nach dem Marktplatz gelaufen. Auch hier war schon Alles in Bewegung; die über den Deich sich ins Land ergießenden Wellen hatten endlich das sorglose Volk aus seiner Ruhe aufgeschreckt, und der Häuptling, der sich auf dem Marktplatz befand, gab eben den Befehl, die Sturmglocken läuten zu lassen und alle Einwohner des Fleckens zum Schutz des Deiches zusammen zu rufen.

Allenthalben herrschte eine verwirrte Thätigkeit. Es galt, den Deich nur noch auf eine halbe Stunde gegen die furchtbar anschwellende Springsluth zu schützen, die dann ihre größte Höhe erreicht und wieder zum Meere zurückfließen mußte. — Einige keuch-

ten unter der Last schwerer Erdsäcke, die sie nach dem Deiche schleppen wollten, andere brachten Stroh, Heu, Getreide, Flachsbündel, Kleider und Betten herbei, woran sich die Kraft der Wogen brechen sollte, wenn sie auch Alles im Nu wieder fortspülten, eine unzählbare Menge von Arbeitern war unausgeseht beschäftigt, mit Schaufeln, Hacken und Spaten Karren und Wagen mit Erde anzufüllen, und diese auf die Krone des Deiches zu fahren; aber noch sah man Niemand die Flucht ergreifen.

Rath= und hülflos standen Abila Gloyen und ihre alte Mutter in der Thür ihres Hauses, als der Vater Donatus athemlos bei ihnen anlangte.

„Auf, auf, Ihr Gerechten!“ rief er ihnen entgegen; „der Herr hält Gericht über die Gottlosen! Folgt mir auf dem Fuße und blickt nicht zurück in eure Wohnung, damit es Euch nicht gehe, wie dem Weibe Loth's, als der Herr Sodom und Gomorra schlug.“

Von jähem Schreck ergriffen folgten ihm die Genannten, und der Vater schlug dann den Weg nach dem Kloster ein, dessen Bewohner bald darauf aus demselben reisefertig hervorbrachen, und der Weisung des Vaters folgend, einen nach einem höher gelegenen Landstriche führenden Pfad eilig dahinzogen.

Abdila und ihre alte Mutter hatten aber kaum bemerkt, daß es auf eine Flucht abgesehen sei, als sie erschrocken ihre Schritte anhielten und Abdila mit angsterfüllter Seele dem neben ihr gehenden Pater Donatus zurief:

„Um Gotteswillen, ehrwürdiger Vater! wir sollen fliehen und meinen unglücklichen Vater seinem Schicksal überlassen?“

Pater Donatus blieb plötzlich stehen. Mit tiefer Beschämung ergriff er die Hand Abdila's und stammelte mit reuevoller Stimme: „Habe Dank, guter Gott, daß du deinen irrenden Diener durch den Mund dieser reinen Jungfrau an seine Pflicht erinnerst.“ Dann sich zu Abdila wendend, fuhr er mit inniger Rührung fort: „Der Herr segne Dich, Du frommes Kind; Du gedachtest Deines Vaters, und ich Unwürdiger gedachte nicht der Heerde, die Gott mir anvertraut. Mögen die Klosterbrüder fliehen und die himmlischen Heerschaaren sie bewahren. Ich aber bin der Leutepriester von Bant und mein Plak ist in Mitten meiner Gemeinde.“

Hierauf theilte er den Klosterbrüdern seinen Entschluß nach Bant zurückzukehren mit, und von Allen Abschied nehmend ermahnte er sie noch zur dringendsten Eile, da sie berufen seien, sich zu retten, um zur Warnung der Gottlosen der Welt Kunde zu



geben von dem göttlichen Strafgericht, was über Bant verhängt worden.

Alle Bemühungen und Vorstellungen der Klosterbrüder, den Pater Donatus von seinem Entschlusse abzubringen, waren vergeblich; auch Adila war nicht zu bewegen, den Versuch, ihren Vater zu befreien, dem Pater Donatus allein zu überlassen. Selbst die alte treue Ehegefährtin Will Gloyen's konnte nur durch die dringendsten Bitten und durch die Vorstellung, daß sie vermöge ihres Alters und ihrer Sinfälligkeit den Rettungsversuch eher vereiteln als befördern werde, abgehalten werden, mit dem Pater und ihrer Tochter nach Bant zurückzukehren, und unter Wehklagen und Jammern wanderte sie, von einigen Klosterbrüdern unterstützt, mit diesen dem höher gelegenen Lande zu, während der Pater und Adila mit fliegender Eile den Rückweg nach dem unglücklichen Bant antraten.

In Bant aber war inzwischen die Noth auf's Höchste gestiegen. Mit immer wüthenderer Gewalt stürzten die Meereswogen über den Deich ins Land hinein; das Wasser fluthete schon hoch in den Straßen, und nur die am höchsten gelegenen Plätze, als der Markt, die Umgebungen des Klosters und der Häuptlingsburg waren noch nicht vom Wasser überströmt. Hierher hatte sich bereits die größere Masse des

Volkes geflüchtet, aber auch in den Straßen war noch ein wildes, verzweiflungsvolles Treiben. Unter der Last ihrer Habe keuchten hier Männer, Weiber und Kinder, und immer wieder rannten sie zurück in die zum Theil bereits wankenden und dem Einsturze nahen Häuser, um noch mehr von ihrer irdischen Habe dem furchtbar wüthenden Elemente zu entreißen. In diesem Augenblicke noch waren die meisten darauf bedacht, ihr Hab und Gut zu retten, und die Angst vor der Verarmung schien größer zu sein, als die Furcht vor dem Tode, der gleichwohl in schrecklicher, grauser Nähe über den Häuptern der Unglücklichen schwebte. Aber bald änderte sich die Scene in furchtbarer Weise. Mit den immer anschwellenden Gewitterwolken, dem immer lauter krachenden Donner wuchs auch die Kraft des Sturmes und mit ihm die zerstörende Gewalt der Wellen, welche er über den Deich schleuderte. Schnell hintereinander stürzten jetzt eine Menge Häuser und Ställe zusammen, in ihrem Falle die in denselben, so wie die in der Nähe derselben auf den Straßen befindlichen Menschen begrabend. Gleicherweise stieg auch das Wasser in den Straßen, Menschen und Thiere mit sich fortreisend, und das Sammergeschrei der mit den Wellen Ringenden verhallte in dem Brausen des Donners, in dem Krachen der von den Wellen niedergerissenen und der vom Blitz entzün-

deten Häuser, deren Flammen das Bild der entsetzlichsten Zerstörung schreckhaft beleuchteten.

Zitternd und bebend standen mehrere Personen an einer etwas höher liegenden Straßenecke durch ein großes steinernes Gebäude vor den strömenden Wellen geschützt, und rathschlagten, ob sie es wagen sollten, sich durch die Fluth nach dem Marktplatz zu flüchten. Beladen mit Schätzen an Gold und Silber und andern werthvollen Gegenständen, schien es ihnen zu gewagt, sich in die reißend strömende Fluth hinein zu begeben, und unter Furcht und Angst hofften sie noch immer, daß der Sturm nachlassen und das Wasser sich verlaufen werde.

„Was sagte ich Euch, Soumard“, ertönte jetzt eine heifere, vor Furcht bebende Stimme, in welcher man die der alten Here Ddrada erkannte; „hätten wir nur nicht gezögert und an unsere Rettung gedacht, da es noch Zeit war. Ich sagte es Euch ja, Bant geht unter, wie Schloß Mellum, und diese Nacht noch, wie es mir meine ahnende Seele sagte.“

Soumard, welcher sich mit unter diesen Leuten befand, und nichts von der Anwesenheit der Here gewußt hatte, wurde durch diese an ihn gerichteten Worte von einem jähen Schreck ergriffen.

„Du Teufelsweib!“ schrie er bebend vor Angst und Zorn, „was heftest Du Dich an meine Sohlen? Wo Du bist, da ist der Tod und das Verderben.“

und lieber will ich mit Sturm und Wellen ringen, als in Deiner verfluchten Nähe weilen.“

Mit diesen Worten schritt er in das Wasser hinein, und langsam fortwatend schleppte er seine schwere Goldkiste hinter sich her.

„Ei, so warte doch, mein Junge“, schrie Dbrada in Verzweiflung, „wir müssen bei einander bleiben, wer soll mir helfen, wenn Du es nicht thust.“

Die Here, welche gleichfalls einen schweren Kasten bei sich führte, wollte dem Handelsmann folgen, aber kaum hatte sie ihren Fuß in das Wasser gesetzt, als eine starke Welle sie ergriff, und weit vor Joumard vorausschleuderte. Ein kurzer Stoßschrei wurde gehört, dann aber war es wieder still, und dem Beispiele der beiden Genannten folgend, und einen Augenblick abwartend, wo die Fluth minder heftig strömte, suchten die Uebrigen sich ebenfalls durch dieselbe nach dem Marktplatz zu flüchten. Einigen, worunter auch Joumard, gelang es, denselben zu erreichen, die meisten aber konnten der Gewalt der Wogen nicht widerstehen, und von allen Seiten erschallte jetzt das Wehgeschrei der von den Wellen Fortgerissenen und der dumpfe Hülfseruf der Ertrinkenden.

Auf dem Marktplatze, der jedoch jetzt auch schon von der Fluth erreicht wurde, herrschte eine entsetzliche Verwirrung. Hier befand sich mit Ausnahme

der freilich in großer Zahl bereits Umgekommenen so ziemlich die ganze zahlreiche Einwohnerschaft von Bant. In dem furchtbaren Gedränge, welches hier stattfand, wurde das Kind von der Mutter, die Frau von ihrem Manne, die Schwester von dem Bruder gerissen. Durch das nutzlose Bestreben, sich wiederzufinden, wurde die allgemeine Angst und Furcht noch vermehrt, und jedesmal wenn eine der sich immer höher hebenden Wellen brausend und schäumend den Marktplatz überströmte, erschallte ein herzerreißendes Jammergeschrei, welches selbst nicht durch den ewig rollenden Donner übertönt wurde.

Nur eine schmale, die Burg des Häuptlings umgrenzende Strecke war noch ganz vom Wasser frei, und hier sah man die Ritter und Edlen von Bant, welche mit ihren Familien sowohl in der Burg selbst, als hier im Hofe derselben eine Aufnahme gefunden hatten. Da die Zeit heranrückte, wo die Fluth ihren Rückweg zum Meere antreten mußte, und dieser Augenblick in wenigen Minuten herannahete, so hatten nur Wenige daran gedacht, sich durch eine weitere Flucht, die selbst in dieser gefährlichen Stunde noch möglich war, zu retten, und die Meisten sich damit begnügt, ihre beste Habe nach dem Markt zu schleppen und sie dort zu bewachen. Aber eine Minute nach der andern verrann, und die Fluth verlief sich nicht. Der Zeitpunkt, in welcher die

Ebbe eintreten mußte, war schon vorüber, immer und immer höher stiegen die Wellen, und das ewige Gesetz der Natur schien durch den Rathschluß Gottes aufgehoben zu sein. — Ein starres Entsetzen bemächtigte sich jetzt der ganzen versammelten Menge. Aus der Häuptlingsburg traten die Ritter mit ihren Frauen und Kindern in der Absicht, jetzt endlich nach dem höher gelegenen Lande zu fliehen. Aber für die Weiber und Kinder war der günstige Augenblick bereits vorüber, denn das Wasser bedeckte jetzt schon die Erdoberfläche, so weit das Auge zu reichen vermochte. Es war daher an eine eilige Flucht nicht mehr zu denken, und die Banter Herren hielten dafür, daß das Verweilen hier, da doch die Ebbe jeden Augenblick eintreten könne, minder gefährlich, als eine Flucht durch die wild strömenden Fluthen sei. Indessen war doch die Furcht groß, denn bei dem Scheine der unaufhörlich aus den schwarzen Wetterwolken zuckenden Blitze bemerkte man nur todtensbleiche, angstverzerrte Gesichter, und vom Marktplatz her schallte verzweiflungsvoller Hüßeruf zu der Burg des Häuptlings hinüber.

In dem Marmorportale derselben stand der alte Häuptling Folko Fokena, neben ihm viele Ritter und Herren und sein eigener Sohn Gzard, der in wahnsinniger Angst die schöne Uda umklammert hielt, die sich vergebens seiner zu erwehren suchte. In stummer

Angst blickten alle in die anschwellenden Wogen, als plötzlich eine Riesengestalt vom Marktplatz herüber und ungehindert durch die sie umbrausenden Fluthen sich mit unbegreiflich schnellen Schritten der Häuptlingsburg näherte. Befremdet und mit einem unheimlichen Gefühle blickten Alle der räthselhaften Erscheinung entgegen, welche jetzt den nur wenige Schritte breiten noch wasserfreien Raum betrat, und in welcher man den Spanier Don Nigro erkannte.

„Auf, auf, Ihr Herren!“ rief dieser jetzt mit lautem, höhnischen Lachen, „sattelt Eure Rosse, oder noch besser, setzt Euch auf den Rücken eines Wallfisches, wenn Ihr dem Lande einen Dienst erweisen wollt. Der Ritter Erko und der Verräther Will Gloyen sind entflohen, ich sah sie auf dem Landwege von hinnen ziehn; der tolle Pfaff, der Euch Alle so oft gehofmeistert, und das Mondscheingesicht der schwindsüchtigen Abdila begleiteten sie.

Niemand antwortete auf die höhrenden Worte des Ritters, während dem alten Folkena diese Nachricht doch zu Herzen zu gehen schien; denn einen unverständlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd stieß er sein breites Schwert so heftig auf den Boden, daß es zersprang und die Splitter klirrend auf den Marmorboden niederfielen.

„Sieh da, Junker Gzzard“, fuhr der Spanier jetzt wildlachend fort, „Ihr könnt Euch jetzt zum

zweitenmale verdient machen. Schwimmt den Entflohenen nach, aber spaltet Euch, denn sonst möchte Euch ein Meerungehüm leicht die blasse Aldila wegfishen.“

Ezzard fuhr wüthend empor. Die Erinnerung an Aldila durchschnitt wie ein zweischneidiges Schwert seine Seele, und mit beiden Händen sein Schwert fassend, wollte er auf den Spanier eindringen, aber Alda, welche sich ihres letzten Haltes beraubt sah, wenn Ezzard, was voraus zu sehen war, im Kampf mit dem Spanier unterlag, umklammerte seine Arme und flehte ihn an, sie in diesem Augenblick nicht zu verlassen. Unfähig Alda's Bitten zu widerstehen, befeuerte der Junker seinen Zorn, der aber augenblicklich wieder emporflamnte, als der Spanier sich mit seinen frechen Spottreden an die schöne Alda wandte.

„Wie siehst Du doch so bleich, lieb Bräutchen!“ rief der letztere mit einer grinsenden Freundlichkeit dem Mädchen zu, dann auf den Marktplatz und die brennenden Häuser des Fleckens deutend, fuhr er fort: „die Gäste sind versammelt und die Hochzeitsfaceln sind angezündet — Heisa! das giebt eine Hochzeit, wie sie in Bant noch nicht gefeiert worden!“

Während die vor unsagbarer Seelenangst zitternde Alda den Grimm des Junkers nur mit großer

Mühe besänftigte und die hier Versammelten ihrem Unwillen über das freche Benehmen des Spaniers durch drohende Worte Luft machten, zerrte dieser ein altes Weib und einen Mann aus einer Ecke, wo sie sich zu verbergen gesucht hatten, hervor, und schob sie mitten in die Versammlung. Es entstand jetzt eine augenblickliche Stille, die um so schauerlicher war, als der Schein eines brennenden Hauses, der bisher eine düsterrothe Helle verbreitet hatte, erlosch, und ringsum die tiefste Finsterniß herrschte.

Plötzlich verbreitete ein greller Blik, der secundenlang an dem schwarzen Gewitterhimmel hinzuckte, ein blendendes Licht, und mit den verschiedenartigsten Gefühlen des Entsetzens und der Furcht sahen sich der Häuptling, sein Sohn, Alda Dffena, der Handelsmann Joumard und die alte Ddrada, welche vorhin von den Wellen wohlbehalten ans Land geworfen war, im Kreise zusammengestellt; in der Mitte desselben stand mit flammenden Augen der Spanier, welcher in demselben Augenblicke, als die Genannten sich gegenseitig erkannt haben mußten, ein gelendes Gelächter erschallen ließ.

„Bei dem Schwefelpfuhl der Hölle!“ rief er dann, „das ist ja eine auserlesene Gesellschaft, in der ich mich befinde; wahrlich, der Fürst der Finsterniß würde nicht würdigere Genossen aufzutreiben wissen. In seinem Namen begrüße ich Euch!“

Raum hatte der Spanier diese Worte gesprochen, als die ganze Versammlung wie in einem Lichtmeere stand; die früher Genannten stürzten vom Blik getroffen lautlos zu Boden und zu gleicher Zeit ergriffen die Flammen die uralte Burg der Häuptlinge von Bant, welche jetzt gleich einem brennenden Schiffe auf den Fluthen zu schwimmen schien.

Durch das Verzweiflungsgeschrei der Weiber und Kinder, welches hierauf ertönte, hörte man die Stimme des Ritters Bernesuer, welcher den Rath ertheilte, daß man sich jetzt, wenn man nicht elend verbrennen wolle, dem Wasser anvertrauen solle, um wo möglich den Marktplatz, wo jetzt allein noch an Rettung zu denken, zu erreichen. Die anwesenden Männer befolgten diesen Rath sogleich, aber die Weiber und Kinder, welche den gewissen Tod in den Wellen sahen, erhoben ein furchtbares Jammern und Wehklagen, und rannten ungeschlüssig bald den Fluthen entgegen, bald wieder in die brennende Burg zurück. Aber der Augenblick drängte, die Flammen griffen mit rasender Schnelligkeit um sich, und nach kurzer Zeit hatten sich Alle entweder dem schäumenden Elemente anvertraut, oder ihren Tod im Feuer, oder unter den zusammenstürzenden Trümmern der Burg gefunden. Aus dem Wasser aber ragten nur die Häupter einiger Männer von Zeit zu Zeit hervor, welche halb schwimmend, halb gehend sich mit äußerster Anstren-

gung gegen die Fluth zu halten suchten. Der Spanier war schon weit voraus geeilt, und es waren nur einige der dem Leser bekannten Ritter und Sunker, welche sich auf diesem gefahrvollen Wege zu retten suchten.

„Haltet einen Augenblick an, Sunker Tannen!“ rief der Ritter Bernesfuer, der auch in dieser todtdrohenden Lage seinem kernhaften Humor freien Lauf ließ, „es ist mir da ein todter Wallfisch zwischen die Beine gerathen, den vielleicht der Blix erschlagen und das Fett und den Thran seines Bauches verzehrt hat. Wenn meine Vermuthung gegründet sein sollten, so könnten wir ja diesen Meeresfürsten als Fülle benutzen.“

Sunker Tannen, der in anderer Laune war, wie der Ritter, und welcher die scherzhaften Worte desselben in der Angst seines Herzens für wahr gemeint hielt, kehrte einige Schritte zurück.

„Poß Heiden und Türken!“ lachte Bernesfuer jetzt, „das ist kein Wallfisch, aber doch ein ihm ähnliches Beest. Wenn mich nicht Alles trügt, so ist es der Hallunke, der Mastochse Steen Steenen, dessen Bauch so viel Seewasser geschluckt hat, daß er zu einem Berge angeschwollen ist. Wir wollen ihn schwimmen lassen, Sunker Tannen, er wird seinem Schicksale nicht entgehen, und ich wünsche dem ersten

besten Haiffsch, der ihm begegnen wird, eine gesegnete Mahlzeit."

Hierauf setzten Beide ihren Weg fort, und es gelang ihnen nach unsäglicher Anstrengung den Marktplatz zu erreichen. Aber die Hoffnung, hier Rettung zu finden, war eine sehr schwache, denn bis an die Brust stand auch hier schon die ganze Menschenmenge im Wasser. Alle hatten sich krampfhast umschlungen, damit sie nicht von der gewaltigen Kraft der anstürzenden Wogen hinweggerissen würden, aber dennoch führte jede neue Welle einige Opfer mit sich fort, deren Geschrei dann nach kurzer Zeit verhallte.

Wie ein Geist aber schien der Spanier auf dem Wasser zu schreiten, an jeder Stelle, als ob er sich vertausendfacht hätte, erblickte man denselben, wenn gleich er einem und demselben Auge doch nicht doppelt erschien. Seine donnernde Stimme lästerte Gott und die Heiligen, verfluchte und verwünschte sie und das böse Beispiel fand bei den Verzweifelnden schon vielfache Nachahmung, wenn gleich auch Viele in der Angst ihrer Seele manche Stoßgebete zum Himmel schickten. Stärker und donnernder aber, wie die Stimme des Spaniers schallten die inbrünstigen Gebete des Paters Donatus, der auf einem Mauervorsprung des Gotteshauses im vollen geistlichen Ornat stand, über den Marktplatz hin.

Mit flammender Beredsamkeit ermahnte er das Volk, sich zum Herrn zu bekehren, in Demuth und Reue seine Gnade anzusehen und seinen heiligen Namen zu preisen, damit die unsterbliche Seele nicht verloren gehe und dem Pfuhl der Hölle verfallt. Aber die Wirkung dieser guten Worte wurde zum Theil doch wieder durch den bösen Geist, der aus dem Munde des Spaniers sprach, und der bereits Gewalt hatte über die Herzen der Sünder, aufgehoben. Indessen schwoll die Fluth immer höher und höher an, und auf Augenblicke bedeckten die Wellen schon das ganze hier versammelte Volk. In diesen letzten schrecklichen Augenblicken erhob der Vater seine Stimme, daß sie wie die Posaune des jüngsten Gerichts hehr und schrecklich ertönte. Das Crucifix hoch emporhaltend, rief er: „In Gottes heiligem Namen! weiche von hinnen, Du böser Geist, der Du Gewalt gefunden hast über die Seelen der verirrtten Gemeinde! Versinke in den Abgrund, aus dem Du aufgestiegen bist! Du aber, bethörtes Volk, erkenne den Herrn auch in seinem Zorn, und stoße die Gnadenhand nicht zurück, die er Dir durch mich, seinen unwürdigen Diener, bieten läßt. — Der Herr ist gnädig und barmherzig, und seine Güte währet ewiglich. Ehre sei Gott in der Höhe, sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel und gelobet sei sein heiliger Name!“

„In Ewigkeit, Amen!“ tönte es von tausend und aber tausend Stimmen als Antwort zurück. Kaum waren diese Worte verklungen, als der Spanier wie ein feuriges Gespenst einen Augenblick in der Luft schwebte, und dann mit einem furchtbaren Geheul in die Fluthen versank, die zischend hoch über ihm zusammenschlugen. Unmittelbar darauf aber geschah ein fürchterliches Krachen, der ganze Himmel verwandelte sich in ein glührothes Feuermeer, zahllose Blitze schlugen in den Kirchthurm, aus welchem helle Flammen zum Himmel emporloberten, und dessen Glocken zum letztenmale zu läuten begannen. Das Haupt des Paters war mit einem Heiligenschein umgeben; mit einer Geberde voll unaussprechlicher Ruhe und Freudigkeit schaute er dankend zum Himmel empor. Dann aber wälzten die Fluthen sich bergehoch über den Marktplatz hin, der Boden des Fleckens borst mitten auseinander und blitzeschnell sank die Kirche mit ihrem Thurme, das letzte, was noch zu sehen war, gleich einer rothen Feuersäule hinunter in die unergündliche Tiefe des Meeres.

So verschwand vor vielen hundert Jahren der reiche Flecken Bant von der Erdoberfläche und mit ihm zugleich noch sieben andere Kirchspiele, deren Bewohner in gleicher Weise wie die Einwohner

Bant's ihren Herrn und Gott verleugnet und seine heiligen Gebote verachtet hatten.

Von Abdila Gloyen und ihren Eltern hat man nie wieder gehört.

An der Severfchen Küfte nicht weit vom Banter Ziele ficht man noch heutzutage bei niedrigen Wasserstande ein grünes Streifchen Landes, welches der Ueberrest des Kirchhofes von Bant ist, jener höchsten Stelle des Fleckens, wo auch die Kirche, das Kloster, die Burg des Häuptlings und der Marktplatz gelegen waren, und dieser Streifen Land heißt noch heute der „Banter Kirchhof.“ Bei stillen Wetter aber wollen die Schiffer schon oft ein seltsames Klingen aus der Tiefe des Meeres hervor vernommen haben, das fast wie Glockengeläute tönen soll. — Das sind die Glocken des Banter Kirchthurmes, der an dieser Stelle versank und die Fluthen des Sahder Meerbusens rauschen über Schlössern, Burgen und Klöstern, die einst in stattlicher Pracht ihre hochragenden Mauern und Thürme vom hellen freudigen Sonnenlichte angestrahlt sahen.

Der Kampf mit dem Löwen.

In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung lebte einer der edlen oldenburgischen Grafen, Huno mit Namen, auf dem schönen Schlosse Mellum, wovon schon in der vorhergehenden Geschichte gesprochen worden und welches, wie wir bereits erfahren haben, später vom Meere verschlungen wurde. Solches geschah zur damaligen Zeit zu vielen Malen und auch an anderen Küstenstrichen des deutschen Landes. So versank ebenfalls und fast um dieselbe Zeit wie Schloß Mellum die uralte wendische Handelsstadt Vineta oder Julin, ein Theil der jetzigen Insel Wollin, in die Ostsee, und man soll noch jetzt bei klarer Fluth die Straßen, Tempel und Paläste der ehemals reichen und mächtigen Handelsstadt auf dem Grunde des Meeres wahrnehmen können.

Schloß Mellum war aber das Residenzschloß der oldenburgischen Grafen oder Erzgrafen, wie sie zu der Zeit genannt wurden, und als solches auf die prächtigste und reichste Art ausgestattet, wie denn

Sagen und Novellen.

